

(Nachdruck verboten.)

7) Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

Bei dem Lob des Pfarrers mußte Christian wieder daran denken. Etwas wie Haß stieg in ihm auf und trieb ihm Tränen in die Augen. Der Peter fiel ihm ein. Und die Scham würgte ihn, darüber, daß er ihm am Morgen verboten, eine von den Birnen des Pfarrergartens zu stehlen. Wenn sie ihn doch nit reinlassen wollen, warum soll er sich da nit eine Birn stehlen? Warum nit? Und ich, fragte er sich dann. Gehör' ich denn zu denen? Zu dem feinen Mädchen und den gelehrten Herren? Ja, wenn ich erst in die Fabrik geh'n muß, dann gibt die mir nit mehr die Hand und der Robert —?

Der Christian wäre am liebsten fortgelaufen. Der Spaziergang, auf den er sich so sehr gefreut, wurde ihm zur Qual.

Wortlos hatte er gestanden und schrak jäh auf, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte und etwas wie Spitzen, seine Spigen seine Wangen streiften.

Er hob die Augen, die dunkel waren vor Schmerz und Mut und tränenverschleiert.

„Was hast Du denn, Christian?“ fragte das Mädchen.

„Nix!“ sagte der Bub.

„Du weinst ja!“

Da wurde er rot und fuhr sich mit der Hand über die Augen, ohne zu reden.

„Warum weinst Du denn?“ fuhr Lätitia fort. „Mein Onkel hat Dich gelobt und Du weinst? Das versteh' ich nicht!“

„Jäh . . . ich — ich will's nit sagen!“ rief der Christian heftig. „Und ich will nach Haus!“

Das Mädchen aber nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm auf die Straße. Die Männer waren im Garten zurückgeblieben. Der Pfarrer zeigte dem Vikar dort einen Baum, für den er sich interessierte, und der Robert stand dabei und hörte den beiden zu.

„Willst Du mir nicht sagen, was Du hast?“ fragte Lätitia den Knaben. „Es tut mir so leid, daß Du traurig bist, und vielleicht kann ich Dir helfen?“

Des Christians Trotz schwand bei diesen freundlichen Worten. Und plötzlich schluchzte er laut auf. Lätitia streichelte ihm die schmalen Wangen; sie hatte weiche Hände und es war noch niemals jemand so zärtlich zum Christian gewesen. „Was ist denn geschehen, was hast Du denn?“ fragte sie dabei.

Da fuhr's ihm heraus. „Jäh . . . ich,“ er schluchzte ein paarmal, dann begann er wieder. „Die anderen all, die könne was lerne, und die könne geschickte Leut' werde, aber ich . . . ich muß, wenn ich aus der Schul' bin, in die Fabrik geh'n, und daß ich der best' war und der „Stolz der Klass“, wie der Herr Pfarrer sagt, das nützt mich nix! Jäh werd' doch nix!“ Er schluchzte wild auf. „Und wenn ich erst schaffe geh' auf der Fabrik, dann will der Robert auch nit mehr mein Freund sein und dann freut sich der Peter! Und der Gustav Kadel, der hochmütig Kerl, Minister will der werde, ja, Minister!“ Der Christian ballte die Faust.

Lätitia sah den Jungen, der ihr vordem einen so stillen Eindruck gemacht hatte, erstaunt und mitleidig an. Wenn ich ihm helfen könnte! Und sie beugte sich zu ihm herab und presste seine Hand fester in der ihren. „Was möchtest Du denn werden, Christian?“ fragte sie.

Der Knabe, der ein paar mal kurz und laut geatmet hatte nach seiner Weichte, senkte den Blick beschämt zu Boden. Seine Wangen wurden tiefrot und seine Stirn.

„Jäh? D . . .“ Er schüttelte mit dem Kopf. Was er werden wollte? Von dem, wovon er in der untersten Klasse schon geträumt hatte, von dem sollte er nun reden? Davon reden? Er fühlte, daß das unmöglich sei! So was kann man nur denken! Er war plötzlich wieder der arme Junge geworden, der staunend am Tor des Zaubergartens des Reichthums und Wissens steht, ohne sich zu fragen, ob dies Tor zu öffnen sei. Und er schüttelte noch einmal den Kopf. „Nein, nein, das kann ich nit sagen!“

„Soll ich denn raten?“ fragte Lätitia. Da nickte er, glühendrot im Gesicht. „Also Fabrikarbeiter willst Du nicht werden, und ein Handwerk willst Du auch nicht lernen, Du möchtest wohl studieren, wie?“

Der Christian nickte.

„Und was denn? — Pastor vielleicht? —“

„D nein!“ Der Christian hob ganz entsetzt die Augen zu dem Mädchen auf. „So was fein's!“ sagte er.

„So was fein's also nicht!“ lachte Lätitia. „Dann . . . dann weiß ich, was Du werden willst! Lehrer gewiß, nicht wahr?“

Wie ein Krampf ging es durch des Christians Leib. Ein kurzer, schluchzender Laut kam über seine Lippen, er konnte nicht reden. Da fühlte Lätitia, daß sie seinen Wunsch erraten hatte, und sie zog ihn dicht zu sich heran und sah ihm froh in die Augen. „Und das sollst Du werden!“ rief sie dabei. „Das sollst Du werden! Ich helfe Dir. Und jetzt gleich, komm', geh'n wir zu Onkel Herbert und sagen ihm alles, und der wird schon wissen, wie wir das anfangen . . .!“

Sie machte mit dem Christian kehrt, aber ohne sich zu regen, blieb sie stehen.

Sie war mit dem Knaben zwischen den Weinbergen hinaufgelaufen, ohne des Anstieges zu achten, und nun waren sie auf der ersten Höhe. Die Stadt lag zu ihren Füßen.

Still lag sie am Ausgang des Tales. Eine dünne Häuserkette verlor sich noch ins Tal hinein, während die Straßen kreuz und quer in die Rheinebene hinausliefen.

„Sieh', wie schön!“ sagte Lätitia und deutete nach der Marburg hinüber, die frei und fein vom Gipfel des hohen Bergfegels aufragte.

Der Knabe stand in andächtiger Bewunderung. Er hatte schon oft von der Höhe des Burgweges hinab auf die Stadt und die Ebene und hinüber nach der Marburg geschaut, aber noch nie hatte er gefühlt, daß dieser Blick schön war. Das empfand er heute zum erstenmal mit scheuem Staunen.

In den Weingärten rings um die beiden begannen die Beeren zu werden. Noch waren sie zwar klein und grün wie Erbsen, aber unter dem Laub hervor reckten sie sich nach der Sonne.

Während Lätitia mit dem Knaben noch schweigend stand, kamen der Pfarrer und der Vikar zu ihnen herauf.

Sie hatten vom Christian gesprochen.

„Das ist das Holz, aus dem wir unsere Volksschullehrer schnitzen sollten!“ hatte der Vikar gesagt, nach einem kurzen Bericht, den der Pfarrer ihm über den Buben gemacht. Der hatte genickt. „Ja, aber . . . der Vater, wissen Sie, die Leute rechnen damit, daß ihre Kinder ihnen vom vierzehnten Jahre an verdienen helfen!“

„Freilich,“ hatte der Vikar entgegnet, „aber diese Begabung des Knaben, dies Streben bei seiner frühen Jugend, hat er das nicht am Ende vom Vater geerbt, so daß der freudig Opfer bringen würde, damit das, was in ihm nicht ausgebildet wurde, was in ihm erstorben, getötet zu sein schien, sich in seinem Sohne nun durchsetze?“

„Jäh kenne den Mann nicht,“ hatte der Pfarrer entgegnet, und da er des Vikars erstaunten Blick wahrgenommen, hatte er wiederholt: „Jäh kenne ihn nicht! Jäh habe ihm die Hand gedrückt, ihm ein paar Trostworte gesagt, als ich seine Frau beerdigte, vor anderthalb Jahren etwa. Er schien mir ein gutmütiger braver Mann, aber weiter —“ Der Pfarrer hatte den Blick gesenkt und eine Weile geschwiegen. „Sehen Sie, lieber Amtsbruder, das ist mein Leid: diese Leute alle in meiner Gemeinde, deren Seelsorger ich bin, ich kenne sie nicht. Zu all den vielen Arbeiterfamilien in meiner kleinen Gemeinde habe ich keine Beziehungen. Glauben Sie nicht, daß ich nicht versucht hätte, mich ihnen zu nähern, aber ich stamme aus einer anderen Sphäre wie sie. Und wo sie mich nicht hassen, da ist es der allzu große Respekt, der sie fern von mir hält! Zu dem Mann, der jeden Sonntag so hoch über ihnen auf der Kanzel steht und mit wohlgepflegten Händen gestikuliert, zu dem Manne sieht man eben auf, aber weiter — —. Jäh hab' vielleicht auch die Art nicht, mit den Leuten umzugehen, mag sein. Jedenfalls, wenn ich's noch einmal zu tun hätte, würd' ich eines meiner Studentenjahre

benutzen, um als Arbeiter unter den Arbeitern zu leben, aber nun!

In dem Augenblick faßte Lätitia ihren Onkel unterm Arm, und während der Christian kurzatmend da stand, mit einem Gesicht, darin das Blut kam und ging, erzählte sie ihm, daß ihr kleiner Freund Lehrer werden möchte, und sie ihm helfen wolle.

Und der Geistliche lächelte. „Na, wenn er außer dem Stipendium, das ihm gewiß ist, wenn er als bester Schüler abgeht, auch noch von Dir, oder vielmehr von Deinem Vater, Hilfe zu erwarten hat, dann wird's wohl geh'n! Dann ist dieser kleine Mann in acht Jahren etwa ein weiser Herr Lehrer!“ Er legte dem Christian die Hand auf die Schulter und lachte ihm zu.

Der stand zitternd vor Erregung. „Ich — Lehrer —“, sagte er. Auf seine Lippen kam ein seltsames Lächeln.

Und dann sprang Robert auf ihn zu und schlang seinen Arm um ihn und zwang ihn, ein paar Lustsprünge mit ihm zu machen.

„Das wird aber fein, wenn Du Lehrer wirst, hm, das wird fein!“

Von da an nahm der Robert seinen Freund so ausschließlich in Beschlag, daß es Lätitia nur noch einmal gelang, mit ihrem Schützling zu plaudern.

Sie hatte ihn an der Hand gefaßt, und ließ ihn von zu Haus erzählen.

Und er erzählte, schüchtern zuerst, aber bald ganz frei und offen.

„Ja, und der Vater heirat' nun bald! Wenn ja das Luis nit in die Schul' müßt', dann wär's ja nit nötig, aber eso —!“

„Wie alt ist die Luis denn?“ fragte Lätitia.

„O, bald elf Jahr!“

Erstaunt sah das Mädchen auf. „Und die besorgt den Haushalt?“

Der Knabe nickte. „Inja! O und sie kann's! — Aber weil se halt noch in die Schul' muß! —“

„Wie lang denn noch?“

„Zwei Jahr!“

„Und wenn sie aus der Schule ist?“ Lätitia hatte plötzlich einen Gedanken: dann soll sie zu uns kommen, und ich kümmerge mich um sie, ich lehre sie Handarbeiten machen und . . . und — Lätitia hatte eine Menge Pläne.

„Wenn se aus der Schule is,“ sagte der Christian, „dann — hm — dann, weil mer dann en Mutter habe, dann wird se halt wohl auf die Fabrik ge'e müsse, oder in Dienst!“

„In Dienst — hm!“ nickte Lätitia, und eine große Freude war in ihr.

Als der Christian an diesem Abend unter die Stubentür trat, kam ihm die Luis mit den Wassereimern entgegen.

„Gib,“ sagte der Bruder und nahm sie ihr ab. Auf seinem Gesicht lag der Widerschein des strahlenden Tages im Walde.

Die Luis sah erstaunt zu ihm auf.

„Was hast de denn?“ fragte sie. Und da gewahrte sie auch, daß seine Hände, die die Eimer hielten, zitterten.

„Komm' mit, ich sag's Dir!“ raunte ihr der Christian zu, und zog sie zum Brunnen.

Dort stellte er die Eimer unter die Röhren und trat dann dicht vor die Schwester hin. Sie sah in seine leuchtenden Augen, er aber sagte leise und wichtig: „Gib mir die Hand, daß Du nit verrat'it!“

Sie schlug in seine ausgestreckte Rechte. „Na?“ fragte sie.

„Ich werd' Lehrer!“ sagte er.

„Du!“ Die Luis lachte.

„Ja!“

„Das kost' Geld,“ sagte die Luis, „viel Geld, und der Vater hat feins!“

„Ich weiß! Aber ich werd' doch,“ beharrte der Knabe, „Der Herr Pfarrer hat's gesagt und die Lätitia, dem Robert seine Kusine aus Mannheim!“

Die Luis schüttelte ungläubig den Kopf. Ihr Blick glitt am Bruder auf und ab. Der Christian ein Lehrer, so wie ihr Lehrer in der Schule! Es deutete ihr unglücklich.

„Du, Herr Lehrer?“ sagte sie zweifelnd.

„Inja! Der Herr Pfarrer hat's gesagt,“ bestätigte der Christian; da wich der Zweifel von der Luis.

„Ja, wenn's der Herr Pfarrer gesagt hat . . .!“ Sie schaute den Bruder eine ganze Weile an.

„Du,“ sagte sie dann plötzlich und packte den wassergefüllten Eimer, „Du sollst auch nie nimmer Wasser holen!“

Geschmeichelt und selbstbewußt lächelte der Christian. Er sah zu, wie das Mädchen nach den Eimern griff. Plötzlich aber stohz ihm das Blut in den Kopf.

„Gib doch,“ rief er und entriß sie ihr. Ein Schwall Wasser platschte auf die Erde. Luisens Schuhe und ihre Schürze wurden naß.

Aber sie schalt nicht.

Der Christian lief mit den Eimern voraus, gesenkten Hauptes folgte ihm das Mädchen.

Ich will ihm auch als die Schuh' puze, dachte sie, und er soll mer nit mehr Kartoffel schäle helfe, ich kann ja als en bissel früher aufstehe!

5.

Müttings feierten Hochzeit.

In der Stube hockte die Großmutter vor'm Ofen und stocherte darin herum, denn das Kaffeewasser wollte noch immer nicht kochen.

Sie hatte sich mit ihrem Sohn versöhnt, als er vor etwa vierzehn Tagen, an einem Sonntagnachmittag, mit der Marie zu ihr gekommen war.

Die Luis deckte den Tisch.

Der Christian aber stand mit dem Johann auf dem Arm am offenen Fenster. Es war ein strotzloses Kind. Mit seinen mehr denn zwei Jahren konnte es noch immer nicht laufen.

„Nieh' emal!“ sagte der Christian und hielt des Kindes Gesicht an die Fuchsiensblüten.

„Gatschi!“ machte das, platschte in die Hände und lachte. Die kleine Emma war von Frau Kamp und dem Minchen mit in die Kirche genommen worden, damit sie der Trauung zusehen könne.

„Großmutter,“ sagte die Luis, „mein erst Mutter muß doch arg geschickt gewesen sein, gelt?“ Sie zupfte an der gehäkelten Spitze, die rings um eine hellbunte Kaffeedecke gesetzt war, und die sie eben über den Tisch gebreitet hatte.

„Die Spib' hat se selber gehäkelt!“ Voll andächtiger Bewunderung ruhte des Mädchens Blick auf der Mutter Handarbeit.

„Wer hat Dir denn das gesagt?“ fragte die Alte. Ihr welkes Gesicht war noch herber geworden im verfloßenen Jahre.

„Der Vater sagt's!“ entgegnete die Luis.

Da räusperte sich die Großmutter. „Na ja,“ hub sie an. „Wenn die nit krank gewesen wär'! Bei der hätten Ihr's doch am End' besser gehabt, als bei Eurer neue Mutter!“ Sie lachte grell.

„Ich will nure mal seh'n, wie lang das gut tut!“ fuhr sie fort. „Ihr vier, dann ihr Vub, der Franz, das Luder, wo nit einmal en Vater hat! Und dann wird se doch auch noch von Euern Vater en paar kriege! Na, das kann en Wirtschaft were!“

Die Luis zuckte die Achseln.

„Du müßt nit auf all das, was se sagt, acht geben!“ hatte der Vater ihr einmal gesagt. „Alte Leute, die fangen an — —!“ und er hatte auf seine Stirn gedeutet.

„Ja, ja,“ sagte die Großmutter, und rüttelte wieder am Kof. „Euer best' Zeit is vorbei. Die wird Euch schinde, wird Euch nit satt zu esse gebe, und den Vater wird sie Euch auch abwende!“ rief sie mit blitzenden Augen zum Christian hinüber.

„Der nimmt dann nit mehr Euer Partei, wie bei mir! Da muß er zu ihr halte, sonst darf er nit zu uns komme, hahaha!“ — Sie lachte.

Plötzlich aber erstarr ihre Schadenfreude im Mitleid und sie seufzte. „Ihr arme Kinner,“ sagte sie. „Ihr arme Kinner!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Tolstojs Leben.

Die Geschichte des „weisen Mannes“, die Gorli in einer neulich im „Vorwärts“ abgedruckten Skizze erzählt, ist klassisch in der Art, wie sie den Eindruck wiedergibt, den Tolstojs Predigten vom Glück der Demut, der Entsagung und einer jedes gewalttätige Widerstreben als Vermehrung des moralischen Übels verabscheuenden Geduld auf das zu revolutionärer Tatkraft erwachte Proletariat machen müssen. Als dieser „Weise“, der lange vor den tauben Ohren der Herrschenden gelehrt, vernahm, daß in dem Volk ein stürmisches

Verlangen nach den Gütern des Lebens, nach Wohlstand, Wissen und Freiheit erstanden sei, ein Wille, um jeden Preis — und koste es Ströme des Blutes — das Joch der alten Tyrannei abzuschütteln, da habe, sagt Gorki, der Alte vor dem Volke von der Eitelkeit all dieser Dinge gesprochen: Was nützen Wissen und äußere Freiheit, wenn nicht zugleich der Mensch von den Begierden, vom Joch der inneren Unfreiheit erlöst wird, und was nützt ein erleichtertes, Möglichkeits der Freude in sich schließendes Leben, wenn wir dennoch dem großen Augenblick des Todes in gleicher Weise ratlos wie zuvor gegenüber stehen? — Als er die Rede beendet, war ein großes Schweigen in der Versammlung, ein Arbeiter aber, ein ganz ungehobelter, sagte zu seinem Nebenmann: „Mir tut die Hand weh, geh' Du zu ihm und schlage dem alten Affen eine!“ Mag der „Weise“ aus noch so ehrlichem Herzen gesprochen haben, jenes besremdete Staunen und der instinktiv durchbrechende Haß des Arbeiters trifft im Gefühl das Richtige: daß es wie närrischer Hohn klingt, wenn man die, die nach endlosem Elend ihr Recht in dieser Welt verlangen, mit Reden über die Vergänglichkeit weltlicher Güter aufhält, mit einer Predigt, die, wo sie überhaupt soziale Fragen streift, in die lindliche Raibität urchristlicher Auf-fassungen zurückfällt und das gewaltige Kampf- und zukunftsreiche Getriebe der Geschichte durch die wunschlose Friedfertigkeit eines allgemeinen häuerlichen Gemeindelebens, in der die „Jugend“ am besten gedeihe, ablösen möchte.

Darum aber bleibt der Schöpfer von „Krieg und Frieden“ und der „Anna Karenina“, der jetzt freilich alles das als „künstlerisches Geschwäg“ verwirft, und der grundwahrhaftige, unermüdlich an seiner sittlichen Vertiefung arbeitende Mensch Tolstoi, so wunderbar verständnislos er mit seinen Erlösungsidealen der menschlichen Natur und ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe auch gegenüber steht, doch immer eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Zeit. Die Bücher mancher anderen Autoren mögen noch mehr als seine gelesen werden — als Persönlichkeit, in der Art seiner Lebensführung ist keiner so bekannt geworden, hat keiner so die Phantasie der Mitlebenden beschäftigt, wie er. Viele Federn haben den Alten geschildert, wie er auf seinem Gute Jasnaja Poljana im Bauernkittel gewöhnliche Handarbeit verrichtet, wie er sich im Felde, in seinem Schreibzimmer, im Kreise seiner zahlreichen Familie bewegt. Vor allem aber Tolstois eigene Schriften, in denen er für seine Lebensanschauungen Propaganda macht, sind gleichzeitig allerpersönlichste Bekenntnisse, Berichte aus seinem Leben, wie es gewesen und wie es sich wandelte.

Eine durchgeführte Biographie, die in künstlerischer Plastik den gesamten Ablauf dieser innerlich so bewegten Existenz, wie die Beziehungen derselben zur Besonderheit russischer Verhältnisse hervor-treten ließe, wäre von ungewöhnlichem Interesse. Das Werk Buri-rows, eines Freundes und Gefinnungs-genossen, wovon soeben der erste Teil: Tolstois Biographie und Memoiren. Band I: Kindheit und frühes Mannesalter, erschienen ist, kann nur als Vorarbeit für eine solche Aufgabe gelten; was der Verfasser gibt, ist bloße Sammlung von Briefen und Tagebuchblättern des Grafen, von gedrucktem und ungedrucktem Material, eine Zusammenstellung, die überdies mehr auf Vollständigkeit als auf übersichtliche Gruppierung Gewicht legt, und das Bedeutame, das sie bringt, vielfach mit recht gleichgültigem Notizenkram (sogar die Noten in Tolstois Schulzeugnissen werden uns nicht geschenkt!) bewässert.

Auf Burirows Bitte hatte Tolstoi begonnen, selbst „Erinnerungen“, die dem Buche einverleibt werden sollten, niederzuschreiben. Leider sind sie sehr fragmentarisch ausgefallen und brechen früh ab. Tolstoi berichtet, wie er, nachdem er sich zur Abfassung von Memoiren entschlossen, plötzlich erkrankte, und dann, als ihm die Genesung ruhestunden der Rückschau gab, von den heraus- beschworenen Bildern der Vergangenheit wie von einer Schar rachsüchtiger Feinde verfolgt worden sei.

„Ich leide augenblicklich“, heißt es in dem am Anfang der „Erinnerungen“ mitgeteilten Tagebuchblatte vom Januar 1903, „Qualen der Hölle. Ich rufe mir alle Abscheulichkeiten meines früheren Lebens ins Gedächtnis. Diese Erinnerungen wollen nicht weichen und sie vergiften mein Dasein. Die Leute pflegen es zu bedauern, daß das Individuum nach dem Tode kein Erinnerungsvermögen bewahrt. Welches Glück! Welche Marter wäre es, wenn ich mich in diesem Leben allen Uebels, all' dessen, was für das Gewissen qualvoll ist, entsinnen würde, das ich in einem früheren Leben begangen habe. Und entsinnt man sich des Guten, so muß man sich auch des Uebels entsinnen. . . . Es ist wahr, nicht mein ganzes Leben gehörte dem Uebel. Dieses dominierte nur während eines Zeitraums von zwanzig Jahren. Es ist auch wahr, daß selbst während dieses Zeitraumes mein Leben nicht das ununterbrochene Uebel war, als das es mir während meiner Krankheit erschien; denn selbst damals erwachten hin und wieder in mir Regungen des Guten, wenn sie auch nicht allzu lange anzudauern vermochten und bald von ungezügelter Leidenschaft erstickt wurden. — Nichts desto weniger zeigten diese Betrachtungen es mir besonders während meiner Krankheit klar, daß meine Autobiographie, so geschrieben, wie Auto-biographien gewöhnlich geschrieben werden, eine Lüge sein würde, wenn sie mit Stillschweigen über die Greuel und das Verbrecherische in meinem Leben hinwegginge, und daß ein Mann, wenn er seine Lebensgeschichte schreibt, die volle und genaue Wahrheit nieder-

schreiben sollte. Nur solch eine Autobiographie, wie demütigend es auch für mich sein mag, sie zu schreiben, kann für die Leser ein wahres und fruchtbringendes Interesse haben. — Zudem ich meinem Leben diesen Spiegel vorhielt, das heißt, indem ich es vom Stand-punkte des Guten und des Uebels, das ich getan hatte, prüfte, sah ich, daß sich mein ganzes langes Leben in vier Perioden auflöst: In jene, besonders im Vergleiche zu der darauf folgenden, herrliche, jene unschuldige, reine poetische Zeit der Kindheit bis zum vierzehnten Jahre. Dann die zweite, jene furchtbaren zwanzig Jahre, die Periode roher Ausschweifung, der Frondienste des Ehr-geizes und der Eitelkeit und der Sinnlichkeit vor allem. Dann die dritte, achtzehn Jahre umfassende Periode von meiner Heirat an bis zu meiner geistigen Geburt, eine Periode, die man vom weltlichen Gesichtspunkte aus moralisch nennen könnte; ich will sagen, daß ich während dieser achtzehn Jahre ein geregeltes anständiges Familienleben lebte, ohne mich irgendetwelchen von der öffentlichen Meinung verdamnten Lasten hinzugeben. Nichtsdestoweniger war dies eine Periode, in welcher sämtliche Interessen auf egoistische Familienorgen gerichtet waren; auf die Vermehrung des Vermögens, auf literarische Erfolge und auf Genuß jeder Art Vergnügens. Und dann dem Ende zu gestaltet sich noch eine vierte Periode von zwanzig Jahren, in der ich jetzt lebe und in der ich zu sterben hoffe und von deren Gesichtspunkte aus ich all die Bedeutung meines vergangenen Lebens abmesse, und die ich in nichts zu ändern wünschen würde, es sei denn in jenen Gewohnheiten des Uebels, die mir aus früheren Jahren anhaften.“

Diese Selbstanschuldigungen, die in ihrer fanatischen Düstertiefte selbstam gegen die Milde, mit der er über andere zu urteilen pflegt abstecken, ziehen sich, anders gewendet, wie ein Refrain durch alle Dokumente des Burirowschen Werkes. Der junge Tolstoi, den der Alte als eines so abgebrühten Frevler darstellt, war nach dem Eindruck, den man aus den hier gesammelten Tatsachen und Tage-buchnotizen empfängt, im Grundzug seines Wesens, von dem, der später die „Bekenntnisse“ schrieb, wohl gar nicht so durchaus ver-schieden. Ein wildes Naturell riß ihn zu Ausschreitungen fort, und es gab Zeiten, wo er das nagende Gefühl der inneren Zerrissenheit hinter einem Gebaren hoher Eitelkeit und hochfahrenden Stolzes verbarg; aber von innen angesehen, so wie ihn die intimen in jenen Tagebüchern figurierten Selbstgespräche zeigen, erscheint sein Wille auch damals von tiefer Sehnsucht nach ethischer Reinheit und Kraft erfüllt. Unausrottbare Wahrhaftigkeit und ein Bedürfnis, im schroffen Gegensatz zu der kontentionellen Modemeinung, von innen heraus, nach selbst-gefundenen Ueberzeugungen sein Leben zu gestalten, lassen ihn den Stachel des Widerspruchs aufs schmerzlichste empfinden und bereiten die Möglichkeiten einer vollen Läuterung vor.

Mit seiner Strichelung entwerfen Graf Tolstois „Erinnerungen“ Porträts aus der Umgebung, in der er aufwuchs. Ramentlich die Gestalten der früh verstorbenen edlen Mutter, der liebevollen Tante Tatiana, deren Güte, meint er, ihn selbst zur Fähigkeit uneigennütziger Liebe erzogen habe, wie der grenzenlos verwöhnten, typisch aristokratischen Großmutter treten lebendig hervor. Innig war das Verhältnis zu den Brüdern. Mit dem Ältesten Sergei, einer in sich abgeschlossenen, allem Grüblerischen abholden Natur von „unbewußtem Egoismus“, verbanden ihn am wenigsten gemein-same Wesenszüge. Aber eben um dieser völligen Verschiedenheit willen war dieser für den jungen Leo Gegenstand andauernder Bewunderung. Die beiden anderen, im frühen Mannes-alter von der Schwinducht hingerafft, scheinen gleich ihm selbst Menschen von ausgeprägter Innerlichkeit und starkem ethischen Empfinden, wenn auch nicht gefestigte Charaktere gewesen zu sein. Ueber den liebenswürdigen und phantasievollen Nikolaus be- richtet der große Schriftsteller Turgeniew, er habe die Demut der Lebensführung, die sein Bruder Leo in der Theorie ausgearbeitet, in Wirklichkeit geübt und in seiner ärmlichen Moskauer Behausung mitten im Proletarierquartier das, was er besaß, gern mit den Ärmsten geteilt. Und was Tolstoi vom jüngsten, Mitenko, dem weltfremden, immer schlecht angezogenen Burschen mit den „stillen, schönen Augen“ erzählt, gemahnt in seiner Seltsamkeit an Figuren Dostojewskischer Romane. So z. B. erschien Mitenko nach Beendigung seiner Studien eines Tages unter anderen Wittstellern im Ministerium, wie stets in sehr zweifelhafter Kleidung, und erklärte in der Audienz, „er sei ein russischer Adliger, der sich seinem Lande nützlich zu erweisen wünsche und sich für das Tätigkeitsgebiet der Gesehggebung vorbereitet habe“! Und als aus der Anstellung nichts wurde, ließ er bei seinen Ver- kannten mit der treuherzig naiven Frage: „Wo müßte man dienen, um nützlich zu sein“, herum. In besonders warm-herziger Liebe schloß er sich an leidende schiffbrüchige Existenzen an, verkehrte mit Mönchen und Pilgern und lebte bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre in strenger Enthaltensamkeit. Dann plötzlich trat ein Umchwung ein, er geriet in einen Strudel von Ausschweifungen; nicht so sehr diese selbst, als der „feilsche Kampf und die Gewissensbisse“ waren es, die, nach Ansicht Leo Tolstois, seine Widerstandskraft gegen die Reime der Schwinducht brachen und ihm einen raschen Tod bereiteten. Ein unglückliches, bodenmarbiges Mädchen, das er mitleidig aus einem schlechten Hause losgekauft, pflegte den Sterbenden.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

o. g. Alte Häuser. Es war da oben in Kopenhagen auf dem „Runden Turm“, jenem Turm, in dem keine Treppe empor führt, sondern nur ein gewundener Schnecken gang. Die Kopenhagener Kletterer so wenig hinauf, wie der Berliner auf den Rathhausturm; aber die Fremden geben sich Rendezvous auf der Plattform. Fremde aus aller Herren Länder trifft man da. Heut überwogen die Berliner, das liebe heimische Deutsch von der Spree schwirte in allen Tonarten um uns herum. Uebrigens war es sehr elegante Gesellschaft. Nordlandsreisende, die die Taschen voll Geld hatten und es sich wohl auch zu Hause an nichts fehlen ließen. Die Damen trugen seidene Reisemäntel und an den Seemühen kostbare, wehende Schleier; die Herren verrieten das Tiergartenviertel.

Sie hatten gut diniert und getrunken und befanden sich in sehr animierter Stimmung. Es war ein Lachen und Plaudern hin und her; das Bild zu unseren Füßen rief alles zu lauter Bewunderung hin. Und das Bild verdiente die Bewunderung. Weit draußen der Sund, leuchtend im reinsten kristallinen Blau, begrenzt von Schwedens weißgelben Küsten. Seeland mit seinen Bergen und Wäldern, tief unter uns im Grunde Kopenhagen selbst, ein Gewirr von Dächern, Kuppeln und grünen Türmen. Der laute Lärm der Straßen drang nur wie ein fernes dumpfes Brausen zu dieser Höhe empor.

Zu unseren Füßen lag die „alte Stadt“, Kopenhagen, wie es seit Jahrhunderten war: Straßen so eng, daß kaum zwei Menschen aneinander vorüber konnten, Häuser mit hohen Giebelwänden, mit niederen, eng zusammengedrängten Fenstern und seltsam alttümlichen Fronten, Häuser, die ausfahen, als wüßten sie tausend Geschichten. —

Und hinter den Häusern enge Höfe, darein sich wieder andere Häuser schoben, finstere Hinterhäuser mit seltsamen Neubauten, mit Galerien und Treppen und Treppchen, mit Feilern und Vorsprüngen und allerhand dunklen geheimnisvollen Gängen und Winteln. . . .

Die Berliner Damen waren hingerissen.

„Das ist Poesie,“ rief die eine, „das ist Romantik! Nein, das ist einfach entzückend, wundervoll.“

„Wie ein Märchen,“ hauchte die zweite mit sentimentalem Augenaufschlag.

„Kinder, wenn wir das in Berlin hätten.“ „Ach Gott, Berlin, Berlin dagegen!“ Die Sentimentale lehnte sich über die Brüstung: „Berlin ist ein ganz triviales Nest.“

„Sieh Dir bloß die alten dunklen Straßen an.“ Die erste begeisterte sich von neuem, „und wie verräuchert das alles aussieht, da kann man sich ja Geschichten zu ausdenken; nein, ist Berlin dagegen langweilig mit seinen neuen modernen Häusern.“

„Es ist wie ein Märchen von Andersen,“ hauchte die Sentimentale wieder, „es ist so wundervoll gruselig und bezaubernd. Wei uns reißt man so was natürlich alles nieder und baut „alte langweilige Mietskasernen hin.“

„Ja, in Berlin haben sie gar keinen Sinn für —“

„Alles Gerümpel!“ sagte einer der Herren.

Die anderen lachten, aber die Damen verzogen schmolend den Mund. „Sie sind abscheulich, Doktor,“ maulte die Sentimentale mit etwas gemachter Koketterie. „Sie sind auch so einer, der keinen Respekt hat vor dem, was das Alter heiligt; wenn es nach Ihnen ginge, müßte man das alles herunterreißen und Neubauten hinstellen, lange, langweilige Mietskasernen, die ebenso nüchtern sind wie bei uns.“

Der Herr ließ die Vorwürfe ruhig über sich ergehen, er antwortete nicht, aber ein etwas ironisches Lächeln spielte um seinen Mund. Das brachte die andere Dame noch mehr auf: „Willy hat recht. Sie haben keinen Sinn für Poesie. Wenn wir solche alten Häuser in Berlin hätten, — wär' das schön!“ Sie warf einen ordentlich sehnsüchtigen Blick auf die alte Stadt hinab, allein der Doktor fragte lakonisch: „Würden Sie drin wohnen wollen?“

Die beiden Damenköpfe fuhren gleichzeitig herum, und helle Empörung malte sich auf ihren Gesichtern.

„Bohnen? In solchen alten Häusern? Um des Himmels willen!“ rief Willy.

„Da hat man ja gar keine Bequemlichkeiten,“ fiel die andere ein, „kein elektrisches Licht, keine Zentralheizung, ich glaube, nicht mal 'ne Badestube!“

„Und ungesund muß es auch sein!“ rief Willy, „huh, denken Sie doch mal die niedrigen Stuben, und lüften kann man auch nicht ordentlich, und — psui! nein, zum Bohnen wären solche alten Wuden für mich nicht!“

„Also ist es doch das Beste: weg damit — oder soll man sie leer stehen lassen und so aufheben, bloß wegen der Poesie?“

Die beiden Damen machten verdutzte Gesichter: „Ja, wenn man das bedenkt!“ — meinte die Ältere kleinlaut — „aber Willy rief: „Ach, laß Dir doch nicht überumpeln; als ob es nicht genug arme Leute gäbe, die in den alten Häusern wohnen könnten. Die sind noch froh, wenn sie einen Unterschlupf finden. Laßt doch die alten Wuden stehen für die armen Leute; man kann ja das Nützliche mit dem Unangenehmen vereinen.“

„Na eben!“ —

h. Die Heimat der Kokospalme. Der bisherigen allgemeinen Annahme, daß die Kokospalme asiatischen Ursprungs sei, tritt ein amerikanischer Professor entgegen, indem er sein Land als Heimatland für diese Pflanze reklamiert. Diese Ansicht wird einmal dadurch unterstützt, daß alle Gattungen der Unterfamilie Cocaceae in Amerika heimisch und auf diesen Erdteil beschränkt sind. Weiter stützt sich diese Anschauung auf die Zeugnisse spanischer Chronisten und Eroberer, laut denen die Kokospalme schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Zentralamerika und an manchen Stellen Südamerikas weit verbreitet war. Der Name wird auf spanischen Ursprung, „coca“ für Kermuh, zurückgeführt. Als besondere Heimat wird das Andengebirge Kolumbiens genannt, wo Alexander von Humboldt noch 100 (vermutlich englische) Meilen vom Meere entfernt wiederholt Kokospalmen antraf. Von hier aus soll diese Pflanze in vorgeschichtlicher Zeit nach Polynesien und den Malaiischen Inseln gekommen sein, und zwar ist Verbreitung durch Menschen anzunehmen, da die Ruz in den Meeresströmungen bald ihre Keimkraft einbüßt. Uebrigens geben auch deutsche Botaniker als Heimat der Kokospalme das tropische und subtropische Amerika an. Es klingt also gar nicht so unglaublich, was der Amerikaner behauptet. —

i. I. Statistisches vom Skatspiel. Die Tatsache, daß geübte Skatspieler den ungeübten gegenüber stets die größere Gewinnchance haben, wird von manchen Leuten auch dadurch zu erklären versucht, daß sie meinen, der geübte Spieler habe eben schon häufig ein und dasselbe Spiel gespielt. Diese Vermutung ist irrig. Sehen wir einmal zu. Das Skatspiel wird bekanntlich mit 32 Kartenblättern gespielt, die in vier durch verschiedene Farbengebung sich unterscheidende Gruppen von je 8 Karten zerfallen; in jeder Gruppe ist eine Karte als Dame oder Wenzel benannt, und den vier Farben entsprechend gibt es einen ersten, zweiten, dritten und vierten Wenzel. Jeder der drei Spieler erhält zehn Karten, die zwei übrigen Karten bilden verdeckt auf dem Tische liegend den sogenannten Skat. Wenn wir nun fragen, wie viele voneinander verschiedene Skatspiele es gibt, so entscheidet die Reihenfolge darüber, in der die 32 Kartenblätter ursprünglich lagen. Andererseits ist es gleichgültig, in welcher Reihenfolge jeder der Spieler seine 10 Karten erhielt, und in welcher Reihenfolge die zwei Karten im Skate liegen. Nach den Lehren der Permutationsrechnung ergibt sich, daß 2 379 544 036 309 440 Spiele möglich sind. Um einen Einblick in die Größenordnung dieser Zahl zu gewinnen, denke man sich 50 Millionen Menschen, das sind etwa alle über 7 Jahre alten Bewohner Deutschlands, Tag und Nacht ohne die geringste Pause Karten gebend, und rechne 1 Minute als den Zeitumfang für einmaliges Mischen und Austeilen der Karten, man denke sich ferner, daß jedes Spiel vom anderen verschieden ist; dann bedarf es 90 Jahre, bis alle vorhandenen Möglichkeiten erschöpft sind. —

Technisches.

u. Dünne Drähte. Zu manchen technischen Zwecken braucht man außerordentlich feine Drähte, so besonders für gewisse elektrische Apparate solche, die einen Durchmesser von dem hundertsten Teil eines Millimeters, ja noch weniger besitzen. Selbstverständlich kann man so zarte Fäden nicht ziehen, denn dabei würden sie sicher zerreißen. Aber die Technik weiß sich zu helfen, und zwar, indem sie dieselbe Elektrizität heranzieht, der die Drähte dann wieder dienen sollen. Dicke Drähte werden in ein elektrolytisches Bad hineingehängt, und der elektrische Strom nagt allmählich etwas von dem Draht ab. Auf diese Weise kann man diesen so fein werden lassen, wie man ihn zu haben wünscht. Der elektrische Strom muß natürlich so schwach sein, daß die Verdünnung nicht zu jäh vor sich geht, denn sonst könnte der Draht leicht reißen, aber bei richtiger Stromwahl erhält man sehr gleichmäßige Drähte. Die Methode ist zur Herstellung von Silber-, Kupfer- und Phosphorbronzedrähten geeignet und ermöglicht ihre Herstellung in kurzer Zeit. —

Humoristisches.

— Kindliche Phantasie. „Mutter, mich hat die ganze Nacht ein Floh gebissen!“

„Weshalb hast Du ihn denn nicht gefangen?“

„Er funkelte mich so wild mit den Augen an!“ —

— Ein Rätsel. Dichterling: „Sehr auffallend! Ueber zehn Jahre hatte ich dieses Frühlingsgedicht in meinem Schreibstisch liegen, und jetzt schreibt mir die Redaktion, es sei noch nicht reif.“ —

— Sein Weileid. Bei Serenissimo war plötzlich ein Stallbursche gestorben. Teilnehmend erkundigte sich Hofseit nach der Todesursache.

„Darmverschlingung“, berichtete der Oberstallmeister.

Serenissimus stand starr. „Aber, aber“, sagte er endlich kopfschüttelnd, „wie konnte der Mann auch so etwas verschlingen!“ —
(„Lustige Blätter.“)